

## **Gibt es den neuen Realismus?**

von Catharine Diehl und Tobias Rosefeldt (HU Berlin)

*erscheint in: Philosophisches Jahrbuch 2015*

In seinem Buch *Warum es die Welt nicht gibt* hat Markus Gabriel seine Ideen zum sogenannten ‚neuen Realismus‘ in einer Geistesgestalt präsentiert, die man in Anlehnung an eine Formulierung Hegels als spekulativen Rosenmontag bezeichnen könnte. Im vorliegenden Aufsatz gibt er ihnen nun die Form eines Beitrags zur philosophischen Fachdebatte, der aber durchaus thetische und plakative Züge hat. Wir sind also sozusagen am philosophischen Aschermittwoch angekommen. Wir werden uns im folgenden mit den beiden zentralen Thesen auseinandersetzen, durch die Gabriel seine Position charakterisiert, der These des sogenannten „ontologischen Pluralismus“ und der These, dass es die Welt nicht gibt, Gabriels sogenannten „metametaphysischen Nihilismus“. Wir werden jeweils verschiedene Vorschläge dazu machen, was mit diesen Thesen genau gemeint sein könnte, und untersuchen, wie gut sie in ihren verschiedenen Lesarten vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Forschungsstands begründet sind. In einem dritten Teil werden wir einige Aussagen untersuchen, die Gabriel zum Begriff der Existenz macht.

### ***1. Ontologischer Pluralismus***

Was unter „ontologischem Pluralismus“ zu verstehen ist, erläutert Gabriel anhand seiner sogenannten „Würfelallegorie“. Betrachten wir die folgenden beiden Beschreibungen des geschilderten Würfelszenarios ((2014), 362):

- (1) Es gibt in dem Szenario  $n$  Elementarteilchen.
- (2) Es gibt in dem Szenario drei Würfel.

„Ontologischer Pluralismus“ à la Gabriel scheint uns in der Kombination (mindestens) der folgenden sechs Annahmen zu bestehen:

**WAHRHEIT:**

Die Beschreibungen (1) und (2) sind beide wahr, die eine nicht weniger als die andere.

## REALISMUS:

Aus WAHRHEIT folgt kein Antirealismus gegeben die kontrafaktische Erläuterung von „Realismus“: (1) und (2) wären auch dann wahr gewesen, wenn es keine Sprecher, Denker oder Begriffsverwender gegeben hätte.

## GLEICHWERTIGKEIT

Es gibt keine ontologisch relevanten hierarchischen Unterschiede zwischen (1) und (2). (1) beschreibt das geschilderte Szenario nicht ‚besser‘, ‚vollständiger‘, ‚wirklichkeitsnäher‘ etc. als (2) und umgekehrt.

## SINNFELDABHÄNGIGKEIT

Zu existieren bedeutet, in einem Sinnfeld zu erscheinen. Dass Elementarteilchen existieren (und also Satz (1) wahr sein kann) bedeutet, dass es ein Sinnfeld gibt, in dem sie erscheinen. Dass Würfel existieren (und also Satz (2) wahr sein kann) bedeutet, dass es ein Sinnfeld gibt, in dem diese erscheinen.

## PARTIALITÄT

(1) und (2) beschreiben nicht dasselbe, sondern jeder der beiden Sätze einen eigenen „Bereich“. Elementarteilchen und Würfel gehören zu verschiedenen Gegenstandsbereichen. Dasselbe gilt für die Gegenstände verschiedener Einzelwissenschaften wie der Biologie, Chemie, Soziologie oder Germanistik.

## KONTINUITÄT

Es gibt in ontologischer Hinsicht eine Kontinuität zwischen beschreibender und fiktionaler Rede. Einzelne wissenschaftliche Diskurse konstituieren genauso Sinnfelder und ontologische Bereiche wie einzelne literarische Werke. So wie es in einem Bereich Elementarteilchen gibt, weil die Physik etwas als Ansammlung von Elementarteilchen beschreibt, gibt es in einem anderen Bereich Einhörner, weil in einem bestimmten literarischen Werk Einhörner vorkommen.

Mit diesen sechs Thesen nimmt Gabriel zu Themen Stellung, zu denen es im Moment sehr umfangreiche und stark ausdifferenzierte Debatten gibt. Im Falle der ersten fünf Thesen ist das die seit mehr als zehn Jahren aufblühende Debatte über Metametaphysik, im Falle der sechsten die schon ein gutes Stück länger laufende Debatte über die Analyse fiktionaler und meta-

fiktionaler Rede. Wir wollen im folgenden nicht nur untersuchen, ob Gabriels Thesen überzeugend sind, sondern auch, wie sie sich zu den gängigen Positionen in diesen Debatten verhalten und ob Gabriel die dort aufgeworfenen Probleme auf dem Niveau der Debatten in den Blick nimmt. Wir gehen die sechs Thesen der Reihe nach durch.

(i) WAHRHEIT ist ohne Zweifel eine sehr überzeugende Annahme, und das ist wahrscheinlich auch der Grund, weshalb sie von wenigen Leuten bestritten wird. Auch die von Gabriel nicht-gemochten physikalistischen Naturalisten vertreten ihre Position ja in der Regel nicht in Form eines Eliminativismus, sondern als Reduktionismus. Das heißt, sie behaupten nicht, dass es makroskopische Objekte, mentale Zustände oder soziale Gebilde wie Staaten nicht gibt, sondern dass es sie gibt, aber ihre Existenz und ihre Eigenschaften auf die von Elementarteilchen reduziert werden können (nach irgendeinem der verschiedenen vorgeschlagenen Modelle von Reduktion). Und selbst mereologische Nihilisten wie Cian Dorr (2005), die annehmen, dass Satz (2) als metaphysische Aussage falsch ist, bestreiten nicht, dass es eine alltägliche Lesart dieses Satzes gibt, in der er wahr ist. All das zeigt, dass WAHRHEIT allein keine allzu interessante philosophische Position darstellt und erst in Verbund mit GLEICHWERTIGKEIT oder einer anderslautenden Alternative dazu wird.

(ii) REALISMUS scheint uns eine respektable philosophische These zu sein und noch dazu eine, der wir ohne Abstriche zustimmen (auch wenn es uns schwerfällt, diejenigen von Gabriels Argumenten dafür, die über Boghossian hinausgehen, und seine Behauptungen über den Zusammenhang von Antirealismus und Dualismus nachzuvollziehen). Allerdings fallen uns in der gegenwärtigen *philosophischen* Debatte kaum Leute ein, die diese These bestreiten würden.<sup>1</sup> Wer einmal die „use/mention“-Unterscheidung verstanden hat, wird an der These, dass (1) und (2) selbst dann wahr gewesen wären, wenn es keine Sprecher oder Begriffsverwender gegeben hätte, so wenig zweifeln wie an der, dass Esel selbst dann vier Beine gehabt hätten, wenn wir Eselsschwänze „Bein“ genannt hätten. Gegenwind ist hier eher aus den Kulturwissenschaften und von Philosophiestudenten unterer Semester zu erwarten.

(iii) Bei GLEICHWERTIGKEIT wird es philosophisch interessant. Wir haben allerdings den Eindruck, dass sich Gabriel nicht bewusst ist, wie mannigfaltig die Alternativen sind, die man an dieser Stelle einnehmen kann und wie hoch deswegen der Druck ist, sich gegen diese Alternativen mit guten Argumenten abzugrenzen. Das folgende sind drei meta-metaphysische

---

<sup>1</sup> Selbst ein Antirealist wie Dummett wäre mit REALISMUS einverstanden und würde kontrafaktische Aussagen wie die, dass Elementarteilchen auch dann existiert hätten, wenn es keine Begriffsverwender gegeben hätte, akzeptieren. Dummett behauptet zwar, dass wir nicht über eine Welt sprechen könnten, die unsere Welt völlig transzendiert, aber wir könnten solche wahren kontrafaktischen Aussagen über unsere Welt machen (vgl. Dummett (2006), 22f.).

Positionen, die WAHRHEIT zustimmen, d.h. annehmen würden, dass (1) und (2) beide wahr sind:

- (a) ‚Easy ontology‘ (z.B. Thomasson 2007, 2009, 2015): Dieser Position zufolge gibt es über die Wahrheit von (1) und (2) hinaus keine interessanten ontologischen Fragen mehr zu klären, weil die mit dem Begriff eines Würfels verbundenen Anwendungsbedingungen erfüllt sind, wenn es würfelförmig angeordnete Teilchen gibt, und es deswegen begrifflich ausgeschlossen ist, dass es würfelförmig angeordnete Teilchen gibt, Würfel aber nicht. (Entsprechende begriffliche Wahrheiten gibt es für andere Arten von Dingen wie Staaten, Zahlen oder Kunstwerken.) Fragen danach, was es gibt, lassen sich deswegen entweder empirisch oder begrifflich klären und sind philosophisch nicht weiter interessant. Da es auch keine anderen interessanten ontologischen Fragen gibt, ist Ontologie insgesamt ein ziemlich triviales Geschäft.
- (b) „What grounds what“-Metaphysik (z.B. Fine 2009, Schaffer 2009): Deren Anhänger stimmen mit denen der ‚easy ontology‘ darin überein, dass die Fragen danach, was es gibt, aus philosophischer Sicht trivial sind und es natürlich Elementarteilchen, Würfel, Staaten, Zahlen und Kunstwerke gibt. Sie sind aber der Meinung, dass es substantielle metaphysische Fragen danach gibt, welche von ihnen metaphysisch grundlegender sind als welche anderen und in welchen Fundierungsverhältnissen diese Dinge zueinander stehen (z.B. Dinge und ihre Eigenschaften, Teile und das Ganze, das aus ihnen besteht, usw.).
- (c) Traditionelles Quineanisches Metaphysikverständnis (z.B. Sider 2011): Dessen Anhänger meinen, dass es nicht-triviale und genuin philosophische Fragen danach gibt, was es gibt, die nicht schon dadurch beantwortet sind, dass Sätze wie (1) und (2) wahr sind. Das soll dadurch möglich sein, dass eine alltägliche von einer philosophischen Lesart der Quantoren in diesen Sätzen unterschieden wird (zu konkreten Vorschlägen zur Analyse der ontologisch nicht-verpflichtenden Lesart vgl. z.B. Dorr 2005, Hofweber 2005).

Man hat den Eindruck, dass Gabriel wohl am ehesten mit einem ‚easy ontology‘-Ansatz à la Thomasson sympathisieren würde. Aber erstens wüsste man dann natürlich gerne, warum er sich diesem nicht einfach anschließt, und zweitens helfen einem Sympathien in der Philosophie ja nicht wirklich weiter. Was man braucht sind Argumente, weshalb man es nicht so macht wie Vertreter der zweiten und dritten Metaphysikauffassung, und solche Argumente können wir bei Gabriel nicht finden. Die Haltung „Aber es ist doch absurd und verbohrte, zu bezweifeln, dass Satz (1) und (2) beide wahr sind!“ alleine reicht als Argument jedenfalls nicht aus, denn damit können wie gesehen alle drei Konkurrenten umgehen. Manchmal hat man den Eindruck, als

meine Gabriel, andere meta-metaphysische Konzeptionen schon allein durch seine Argumente für den metametaphysischen Nihilismus ausgeschlossen zu haben. Doch das wäre ein Irrtum. Wir werden im nächsten Abschnitt sehen, dass es ohnehin schwer ist, die These, dass es die Welt nicht gibt, so zu verstehen, dass sie sowohl argumentativ gerechtfertigt ist als auch irgendeine metaphysische Relevanz hat. Aber auch unabhängig von dieser Kritik ist die Frage, ob es eine Welt gibt, unabhängig von der, ob es metaphysische Fundierungsverhältnisse zwischen verschiedenen Arten von Dingen gibt, und selbst von der, ob es einen Bereich des Seienden gibt, der fundamentaler als alle anderen ist. Und sie ist natürlich auch unabhängig von der, ob es ontologisch mehr oder weniger verpflichtende Lesarten der Quantoren gibt.

(iv) Es ist uns nicht gelungen, zu verstehen, was ein Sinnfeld ist. In *Warum es die Welt nicht gibt* erläutert Gabriel diesen Begriff in Anlehnung an Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung (89f.). So wie wir auf ein und denselben Gegenstand vermittels verschiedener Sinne Bezug nehmen können und uns dieser Gegenstand auf verschiedene Weise gegeben sein kann, kann uns ein und derselbe Sachverhalt in verschiedenen Sinnfeldern erscheinen. Das klingt danach, als gehörten Sinnfelder in Freges zweistufiger Semantik zur Sinnebene.<sup>2</sup> Andererseits gehören etliche der Beispiele, die Gabriel für Sinnfelder gibt - Flaschen, Wiesen, Staaten, die natürlichen Zahlen, das Universum ((2013), 87) - eindeutig zur Fregeschen Gegenstandsebene, und es ist gerade keine Folge der Sinn-Bedeutungs-Unterscheidung, dass verschiedenen Sinnen (oder ‚Feldern‘ solcher Sinne) verschiedene Gegenstände (oder Bereiche solcher Gegenstände) entsprechen müssen.

Auch die Argumente für SINNFELDABHÄNGIGKEIT, d.h. die These, dass existieren bedeutet, in einem Sinnfeld zu erscheinen, haben uns eher erstaunt als überzeugt. Die grundsätzliche Argumentidee scheint zu sein, dass Dinge nur dann existieren können, wenn sie sich von anderen Dingen unterscheiden, und dass (a) sich kein Ding von *allen* anderen Dingen unterscheiden kann und (b) sich ein Ding nur dann von einer Gruppe anderer Dinge unterscheiden kann, wenn es zusammen mit diesen Dingen zu einem „Sinnfeld“ gehört. Das was Gabriel in Kapitel 2 von *Warum es die Welt nicht gibt* schreibt, um (a) zu verteidigen, läuft auf das folgende Argument hinaus (vgl. (2013), 84):

Ein Ding kann sich von allen anderen Dingen nicht allein durch seine numerische Verschiedenheit von diesen Dingen unterscheiden. Also kann sich ein Ding gar nicht von allen anderen Dingen unterscheiden.

---

<sup>2</sup> Dazu passt ein Zitat wie das folgende: „Dabei können zwei Sinnfelder sich auf dieselben Gegenstände beziehen, die in den beiden Sinnfeldern nur verschieden erscheinen ((2013), 91).

Das ist natürlich ein drastisches *non sequitur*. Schließlich könnte sich etwas ja auch anhand von qualitativen Merkmalen von allen anderen Dingen unterscheiden. Zudem wird die Prämisse dieses Arguments in der gegenwärtigen Debatte sehr kontrovers diskutiert und bedürfte der weiteren Begründung.<sup>3</sup> Das einzige Argument, das Gabriel an dieser Stelle gibt - es wäre uninteressant für uns, wenn wir nichts über einen Gegenstand wüssten, als von welchen anderen Gegenständen er sich numerisch unterscheidet - beruht auf einer unzulässigen Verwechslung von epistemologischen, psychologischen und ontologischen Fragestellungen.

Das Argument für (b) lautet zusammengefasst folgendermaßen:

Ein Ding kann sich nur dann von einer Menge einiger anderer Gegenstände unterscheiden, wenn es mit diesen Gegenständen „kontrastiert“. Es kontrastiert aber durch das Haben einer bestimmten Eigenschaft nicht mit beliebigen Gegenständen, die diese Eigenschaft nicht haben, sondern nur mit solchen Gegenständen, mit denen es zusammen ein Sinnfeld bildet. So kontrastiert z.B. Coca-Cola nicht mit Nashörnern, schließlich bestellen wir in einem Restaurant niemals ein Nashorn, falls die Cola aus ist. (ebd. 84f.)

Was soll man dazu sagen? Vielleicht, dass es auch an der Größe, der Trinkbarkeit und - wer weiß? - auch dem Geschmack von Nashörnern liegt, dass wir sie nicht als Aperitif bestellen? Man hat den Verdacht, dass es Gabriel hier vielleicht um so etwas wie eine Kategorienlehre der natürlichen Sprache gegangen sein könnte. Aber erstens fehlt hier wieder jegliche Auseinandersetzung mit denjenigen Philosophen, die ein solches Programm seriös ausgearbeitet haben,<sup>4</sup> und zweitens wären hier weitere Argumente nötig, weshalb diese Programme maßgeblich für die Ontologie sind.<sup>5</sup>

(v) Mit PARTIALITÄT verhält es sich so wie mit WAHRHEIT: Es gibt eine unspektakuläre und philosophisch wenig aufregende Lesart dieser These, in der man ihr ohne weiteres zustimmen kann, und eine stärkere Lesart, die erst dadurch entsteht, dass man den Bereichsbegriff weiter inhaltlich spezifiziert. Ein Beispiel: Es ist völlig harmlos den Bereich der Dinge, von denen Putin redet, vom Bereich der Dinge, von denen Merkel redet, zu unterscheiden, wenn man damit nicht weitergehende Annahmen verbindet wie etwa die, dass diese beiden Bereiche niemals dieselben Dinge enthalten können, dass sie sich nicht zu einem größeren Bereich von Dingen

---

<sup>3</sup> Vgl. z.B. Hawthorne 1995.

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Ryle (1938/1971) und Sommers (1959).

<sup>5</sup> In dem vorliegenden Aufsatz hat Gabriel darauf verzichtet, diese oder ähnliche Argumente für SINNFELDABHÄNGIGKEIT zu wiederholen, und meint, den wesentlichen Punkt seiner Bereichsontologie auch ohne Rekurs auf den Begriff des Sinnfeldes erläutern zu können.

zusammenfassen lassen oder dass sie in irgendeiner Form dadurch konstituiert sind, wie Merkel oder Putin von den Dingen in ihnen sprechen.

Bei Gabriel finden sich verschiedene Tendenzen, den Bereichsbegriff so anzureichern, dass die These der Bereichsontologie ihre Trivialität verliert. Wir hatten bereits unter (iv) gesehen, dass manche Passagen bei ihm so klingen, als wolle er behaupten, Gegenstandsbereiche seien durch die Sinne mitkonstituiert, vermittelt derer wir auf die Gegenstände in ihnen Bezug nehmen. Ein solcher idealistischer Zug bedürfte zweifellos einer umfassenden Begründung, die wir bei Gabriel allerdings nicht finden können. Eine zweite Spezifizierung ergibt sich durch den von Gabriel behaupteten Zusammenhang zwischen Bereichsontologie und Fiktion, den wir in unserer Diskussion von KONTINUITÄT kritisieren werden. Drittens finden sich bei Gabriel einige Hinweise darauf, dass verschiedene Gegenstandsbereiche in dem Sinne voneinander unabhängig sind, dass das, was in einem Bereich los ist, nicht das erklärt, was in einem anderen Bereich los ist. So zumindest könnte man seine Bemerkung über „die Absurdität des Versuchs, die Existenz der Bundesrepublik Deutschlands [...] dadurch zu erklären, dass man eine physikalische Theorie aufstellt“ ((2014), 366) verstehen. Diese Unabhängigkeitsannahme nimmt der Rede von Bereichen nun zwar tatsächlich ihre Trivialität, sie ist aber auch in hohem Maße kontrovers. Wir wollen schließlich gerade nicht annehmen, dass z.B. an ein und derselben Raum-Zeit-Stelle ein Haufen Elementarteilchen und ein Mensch vorkommen, die beiden aber nichts miteinander zu tun haben. Es reicht auf jeden Fall nicht aus, hier von Absurdität zu reden. Viele Physikalisten z.B. würden die These, dass das, was hinsichtlich der Bundesrepublik Deutschland der Fall ist, durch die von der Physik beschreibbaren Tatsachen bestimmt ist, durch die Annahme erläutern, dass es keine exakte physikalische Kopie unseres Sonnensystems geben könnte, in der nicht auch alles über die BRD der Fall wäre, was tatsächlich der Fall ist. Will die Bereichsontologie das bestreiten? Und wenn ja, mit welchen Argumenten und unter Bereitstellung welcher alternativen Konzeption des Verhältnisses der verschiedenen Gegenstandsbereiche? Uns scheint hier eine argumentative Lücke zu bestehen, deren Größe mit den Regalkilometern von Forschungsliteratur korreliert, die es in der Wissenschaftstheorie, der Philosophie des Geistes und der Sozialontologie zu der Frage gibt, wie genau Tatsachen auf der Mikroebene mit solchen auf verschiedenen Makroebenen ontologisch, explanatorisch und kausal zusammenhängen.

(vi) Mit KONTINUITÄT wird die Rede von Bereichen so erweitert, dass nicht nur verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und deskriptiven Diskursformen je eigene Gegenstandsbereiche zugeordnet sind, sondern auch einzelnen fiktionalen Texten und bildlichen Ausdrucksformen. Das meiste, was Gabriel explizit schreibt, um diese Erweiterung zu rechtfertigen, besteht in einem Plädoyer für diejenige Position, die man in der gegenwärtigen

Debatte unter dem Namen „fiktionaler Realismus“ kennt. Der fiktionale Realismus behauptet, dass Autoren dadurch, dass sie einen Eigennamen (wie „Faust“) in einem literarischen Text verwenden, um eine fiktive Geschichte zu erzählen, einer fiktionalen Gestalt zu Existenz verhelfen, über die man dann wahre Aussagen machen kann. Gabriel scheint der Meinung zu sein, dass schon die Wahrheit eines Satzes wie „Faust liebt Gretchen“ (oder die Falschheit von „Faust liebt Wagner“) im Rahmen eines Gesprächs über Goethes *Faust* hinreicht, um einen solchen fiktionalen Realismus zu rechtfertigen. Das sehen die meisten Vertreter dieser Position anders: Dass Faust in Goethes *Faust* Gretchen liebt, kann man einfach als die Annahme verstehen, dass in Goethes *Faust* erzählt, behauptet oder so getan wird, als gebe es da eine Person namens Faust, die eine Frau namens Gretchen liebt. Dazu muss außer dem literarischen Werk selbst niemand existieren, sowenig wie der Äther in irgendeiner Form existieren muss, damit der Äther „in“ - d.h. gemäß - einer falschen Theorie das Weltall erfüllt. „Faust liebt Gretchen“ halten wir deswegen zu Recht für wahr, weil wir diesen Satz implizit als eingebettet in einen intensionalen Kontext verstehen.

Das überzeugendste Argument für den fiktionalen Realismus resultiert aus der Wahrheit von meta-fiktionalen Aussagen, bei denen diese Analyse scheitert, weil man sie nicht als Aussagen verstehen kann, die gemäß der jeweils relevanten Fiktion wahr sind. Beispiele sind „Mephisto wurde von Goethe erfunden“ oder „Faust ist berühmter als Völler“.<sup>6</sup> Weil es nur solche Aussagen sind, die uns laut den meisten fiktionalen Realisten auf die Existenz von fiktionalen Gegenständen verpflichten, sind diese auch nicht zu der Annahme gezwungen, dass fiktionale Gegenstände diejenigen Eigenschaften haben, die ihnen in den fiktionalen Geschichten zugeschrieben werden, also wirklich Menschen, Hexen oder Einhörner sind. Fiktionale Gegenstände werden deswegen in der Regel nicht als Konkreta verstanden, sondern als Abstrakta, die gar nicht die Eigenschaften haben können, die man haben müsste, um ein Mensch, eine Hexe oder ein Einhorn zu sein. Fiktionale Realisten erkennen allerdings an, dass fiktionale Gegenstände durch die Eigenschaften, die ihnen in den sie betreffenden Fiktionen zugeschrieben werden, „charakterisiert“ werden können und machen Vorschläge dazu, wie man dieses Charakterisierbare anders verstehen kann als Exemplifikation.<sup>7</sup>

In Gabriels Texten fehlt jegliche Auseinandersetzung mit diesen Feinheiten der gegenwärtigen Debatte über den fiktionalen Realismus und auch die mit den verschiedenen Positionen, die diesen kritisieren und alternative Analysen der relevanten Phänomene vorschlagen (vgl. z.B.

---

<sup>6</sup> Vgl. Kripke (2013), 55-73, für eine ausführlichere Darstellung dieses Gedankengangs. Kripke macht hier deutlich, dass sein fiktionaler Realismus nicht aus der Wahrheit von Sätzen wie ‚Gretchen liebt Faust‘ folgt, sondern nur aus der Wahrheit von meta-fiktionalen Sätzen wie ‚Manche Kritiker bewundern Desdemona.‘

<sup>7</sup> Formal am ausgefeiltesten ist Ed Zaltas Unterscheidung zwischen ‚encoding‘ und ‚exemplification‘ von Eigenschaften (vgl. (1988) 14-23).



Everett/Hofweber (2000)). Wir erwähnen die Feinheiten deswegen so ausführlich, weil sie einen großen Unterschied machen für die Bedeutung und die Haltbarkeit der These KONTINUITÄT. Dass einzelnen fiktionalen Texten je eigene Gegenstandsbereiche zugeordnet sind, kann man nun nämlich auf zwei verschiedene Weisen verstehen. In einer (relativ) harmlosen Lesart bedeutet sie nicht mehr, als dass der fiktionale Realismus in seiner heute üblichen Standardform wahr ist. Zu jedem fiktionalen Text gibt es diejenigen fiktionalen Gegenstände, die durch ihn zur Existenz kommen, wobei diese fiktionalen Gegenstände als abstrakte Gegenstände verstanden werden, die nicht die ihnen in den Texten zugeschriebenen Eigenschaften haben, sondern durch diese allenfalls in einer genauer zu spezifizierenden Weise charakterisierbar sind. Viele Passagen bei Gabriel klingen allerdings nach einer viel weniger harmlosen Lesart. Dieser zweiten Lesart zufolge gibt es zu jedem fiktionalen Text einen Bereich von Gegenständen, in dem all diejenigen Dinge wirklich existieren, von denen in der Fiktion die Rede ist. Diese Dinge haben tatsächlich die Eigenschaften, die ihnen in der Geschichte zugeschrieben werden - sie sind z.B. Hexen, Einhörner oder Menschen -, und unterscheiden sich von den Gegenständen, die in wahren nicht-fiktionalen Texten beschrieben werden, nur dadurch, dass sie eben in einem anderen „Bereich“ vorkommen als diese.<sup>8</sup>

KONTINUITÄT ist in dieser zweiten Lesart nicht nur unbegründet (wie wir gerade gesehen haben), sondern wirft auch schwerwiegende philosophische Probleme auf, die fiktionale Realisten durch die Unterscheidung zwischen Exemplifikation und Charakterisierbarkeit zu vermeiden versuchen. Eine absurde Konsequenz der zweiten Lesart ist z.B., dass es für ein und dieselbe Art von Dingen - z.B. Menschen - zwei grundsätzlich verschiedene Weisen gäbe, zur Existenz zu kommen, einmal durch Geburt, einmal durch Ausgedachtwerden. Zweitens sind Figuren in literarischen Werken nicht vollständig charakterisiert, es scheint aber ebenso absurd anzunehmen, dass jemand, der die Eigenschaft des Menschseins exemplifiziert, dies schafft, ohne z.B. eine bestimmte Körpergröße zu haben, wie anzunehmen, dass Faust eine ganz bestimmte Körpergröße hat, obwohl uns Goethe nichts davon erzählt. Drittens wird in Fiktionen manchmal von ein und derselben Sache behauptet, dass sie eine Eigenschaft hat, als auch, dass sie sie nicht hat. Ein Gegenstand kann aber nicht eine Eigenschaft sowohl exemplifizieren als auch nicht exemplifizieren. Zudem bringt die zweite Lesart einen starken antirealistischen Zug in Gabriels Theorie. Denn wenn Hexen in der Welt von Goethes *Faust* einfach deswegen existieren, weil Goethe eine entsprechende Geschichte erzählt, existieren Elementarteilchen in der Welt - oder dem Sinnfeld - der Physik dann nicht einfach deswegen, weil die Physik das-und-das behauptet? Postmodernejunkies auf Entzug, die auf der Suche nach einer Ersatzdroge sind, werden diese

---

<sup>8</sup> Vgl. (2014) 365f.

Lesart von Gabriels Thesen sicher mögen, aber was sie dadurch bekommen, ist eben weder durch Argumente gestützt noch eine echte Alternative zu ihren früheren Ansichten.

## 2. *Metametaphysischer Nihilismus*

Mit dem Ausdruck ‚metametaphysischer Nihilismus‘ benennt Gabriel seine These, dass es keine Welt gibt. Wie sollten wir diese These verstehen? Gabriel schreibt dazu folgendes:

“Unter *Metaphysik* verstehe ich [...] eine Theorie der Totalität im maximal unrestringierten Sinn von ‚alles überhaupt‘. Ich nenne dies auch eine Theorie der Welt als Welt. [...] Der *metaphysische Realismus* behauptet, dass es die Welt gibt, dass sie auch dann existiert hätte, wenn es keine Begriffsverwender gegeben hätte. Der *metaphysische Antirealismus* bestreitet dies. Ich selbst vertrete einen ontologischen Realismus und einen metametaphysischen Nihilismus. Unter letzterem verstehe ich die Behauptung, dass es keine unrestringierte Totalität im Sinn von ‚alles überhaupt‘ gibt. Ich bin also weder metaphysischer Realist noch metaphysischer Antirealist, sondern bin der Meinung, dass es keine solche unrestringierte Totalität gibt, über die man eine Theorie formulieren könnte.” ((2013), 363)

Eine erste Schwierigkeit bei der Interpretation dieser Textstelle liegt darin, dass Gabriel zuerst den metaphysischen Antirealismus definiert als die Verneinung der beiden Behauptungen des metaphysischen Realisten, dass es eine Welt gibt und dass die Welt auch dann existiert hätte, wenn es keine Begriffsverwender gegeben hätte. Danach aber sagt er, dass er *weder* metaphysischer Realist *noch* metaphysischer Antirealist sei. Wenn nun aber der Antirealismus schlicht in der Bestreitung der Konjunktion der beiden Behauptungen des metaphysischen Realismus besteht, dann ist keine dritte Position möglich. Außerdem erfüllt seine These selbst die Definition des metaphysischen Antirealismus, da Gabriel behauptet, dass „es keine solche unrestringierte Totalität gibt.“ Wahrscheinlich ist die These, die Gabriel eigentlich im Sinn hat, also eher die folgende: Sowohl der metaphysische Realist als auch der metaphysische Antirealist behaupten, dass es eine Welt gibt, nur meint der erstere, dass diese auch dann existiert hätte, wenn es keine Begriffsverwender gegeben hätte, wohingegen der letztere dies bestreitet. Gabriel wäre dann weder metaphysischer Realist noch metaphysischer Antirealist, weil er die These bestreitet, dass es eine Welt gibt. Wenden wir uns also direkt dieser These zu und fragen uns, was sie bedeutet.

Gabriel paraphrasiert die These als die Behauptung, dass es keine unrestringierte Totalität gibt. Was wäre der Fall, wenn eine unrestringierte Totalität aller Dinge existieren würde? Das ist nicht offensichtlich. Wenn wir sagen, ‚Es gibt ein  $F$ ,‘ verpflichten wir uns auf die Existenz eines Objekts, das das Prädikat  $F$  erfüllt. Wenn wir die Behauptung, dass es eine unrestringierte Totalität gibt, so interpretieren, dann würde Gabriels These bedeuten, dass es ein Objekt gibt, das das Prädikat ‚...ist eine Totalität aller Dinge‘ erfüllt. Aber es gibt grundsätzlich verschiedene Weisen, Dinge zu kombinieren, um Totalitäten zu bilden: Erstens können Objekte *Elemente* einer Menge oder Klasse sein. Zweitens können sie *Teile* eines Ganzen bilden. Unsere ersten beiden Kandidaten für die Auslegung von Gabriels Behauptung, dass es keine Welt gibt, sind also: (1) Es gibt keine Menge aller Dinge; (2) Es gibt keine mereologische Summe aller Dinge, d.h. nichts, von dem alles ein Teil ist.

(1) scheint uns kein plausibler Kandidat. Nach weit verbreiteter Ansicht ist die Annahme einer Menge aller Dinge unvereinbar mit allen vernünftigen Mengentheorien (abgesehen von Quines ‚New Foundations‘<sup>9</sup>). Diese Annahme zu bestreiten, kann also nicht zu einer interessanten und irgendwie kontroversen metaphysischen These führen. Man könnte aber natürlich versuchen, (1) passend zu Gabriels Zielen zu modifizieren: Vielleicht will er behaupten, dass es kein Objekt überhaupt (sei es eine Menge, Klasse, usw.) gibt, das absolut alles als Element hat. Die Behauptung, die Gabriel bestreitet, wäre dann äquivalent zu einer Kombination von Richard Cartwrights *All-in-One* Prinzip—dass es immer, wenn man über Objekte quantifiziert, ein weiteres Objekt, eine Menge oder Klasse, gibt, denen diese Objekte angehören— und einem Prinzip der absolut unrestringierten Quantifikation.<sup>10</sup> Aber diese Kombination ist trivialerweise inkohärent. Niemand in der Debatte (oder zumindest niemand, den wir kennen) behauptet sowohl, dass es absolut unrestringierte Quantifikation gibt, als auch, dass das *All-in-One* Prinzip zutrifft. Wenn man also Gabriels Behauptung, dass es keine Welt gibt, so interpretiert, ist sie also ebenfalls uninteressant, weil vollständig unkontrovers.

Sehen wir uns (2) an. Auch die These, dass es nichts gibt, von dem alles ein Teil ist, hat eine Lesart, in der sie zu trivial ist, um irgendwie metaphysisch interessant zu sein. Wenn man „Teil“ darin als „echter Teil“ versteht, ist die These natürlich wahr, denn der Begriff eines echten Teils schließt aus, dass etwas ein solcher echter Teil von sich selbst ist, und also kann es nichts geben, von dem alles - auch es selbst - ein echter Teil ist. Das Problem mit dieser Variante von Lesart (2) ist nicht nur, dass sie zu trivial ist, um metaphysisch interessant zu sein, sondern dass

---

<sup>9</sup> Vgl. Quine (1980), 80-101. Für die Standardannahme, vgl. Schoenfield (1977), 321-344. Eine Ausnahme bildet Graham Priest, der die These vertritt, dass es eine Menge aller Mengen gibt, aber bekannterweise auch nicht vor der Annahme zurückschreckt, dass es wahre Widersprüche gibt (2006).

<sup>10</sup> Vgl. Cartwright (1994).

Verteidiger der Existenz der Welt darauf einfach dadurch reagieren könnten, dass sie den Weltbegriff etwas anders verstehen und unter einer Welt dasjenige verstehen, von dem alles ein *echter oder unechter* Teil ist, bzw. als das, von dem alles andere ein echter Teil ist, das aber selbst nicht Teil eines anderen ist. Dieser Weltbegriff entspricht zweifellos eher dem der traditionellen Metaphysik, und ist im übrigen auch derjenige, von dem Kant meinte, er führe zu Antinomien, wenn man sich eine solche Welt als ausgedehnt in Raum und Zeit vorstellt.<sup>11</sup>

Die These, dass es nichts gibt, von dem alles andere ein echter Teil ist, ist nun tatsächlich hinreichend nicht-trivial, um metaphysisch interessant zu sein. Das sieht man auch daran, dass sie in der gegenwärtigen Debatte über Mereologie umstritten ist. Der mereologische Universalismus—der besagt, dass es für alle Objekte, die *xx*'e, ein Objekt *y* gibt, so dass *y* aus den *xx*'en besteht—ist darauf verpflichtet, dass es ein solches maximales Objekt gibt. Mereologische Nihilisten, die meinen, dass es keine zusammengesetzten Objekte gibt, würden diese Behauptung aber bestreiten.<sup>12</sup> Diejenigen, die behaupten, dass einige, aber nicht alle Objekte ein weiteres Objekt bilden, müssten die These ebenfalls bestreiten, wenn sie mit den mereologischen Standardannahmen operieren. Die Tatsache, dass die These in der zweiten Variante von Lesart (2) gegenwärtig so umstritten ist, gibt uns nun allerdings Anlass, daran zu zweifeln, dass es diese These ist, die Gabriel mit seinem metametaphysischen Nihilismus im Sinn hat. Denn auch Positionen, die diese These explizit bestreiten, werden von Gabriel als metaphysischer Realismus klassifiziert.<sup>13</sup> Zudem stehen die Argumente für oder gegen die genannten mereologischen Positionen orthogonal zu den Überlegungen, auf die sich Gabriel bezieht. So soll uns die These, dass es keine Welt gibt, ja anscheinend auch dabei helfen, die oben geschilderte vermeintliche Schwierigkeit mit der „Würfelallegorie“ zu lösen, nämlich die, dass es mehrere korrekte Antworten auf die Frage gibt, wie viele Dinge es in der Würfelwelt gibt. Diese Frage hat aber nichts mit der Frage zu tun, ob alle diese Dinge *Teile* eines einzigen Objekts sind. Neben Lesart (1) und (2) könnte eine dritte Interpretation der These von der Nichtexistenz der Welt lauten, dass damit die Möglichkeit absolut unrestringierter Quantifikation (AUQ) bestritten wird, d.h. die Möglichkeit von Quantifikation über jedes Objekt überhaupt, unabhängig davon,

---

<sup>11</sup> Vgl. z.B. Baumgartens *Metaphysica* § 354: "Mundus est series (multitudo, totum) actualium finitorum, quae not est pars alterius" (zitiert nach Kant (1900 ff.), Bd. XVII, 103) und Kants *Inauguraldissertation* §14.7: "totum formale, quod non est pars alterius, h. e. *mundus phaenomenon*" (402).

<sup>12</sup> Eine Ausnahme würden hier Substanzmonisten bilden, die denken, dass es ein einziges Objekt gibt (wenn es sie geben sollte): Wenn diese These wahr ist, dann gibt es trivialerweise keine zusammengesetzten Objekte. Nebenbei bemerkt sind Substanzmonisten sowohl mereologische Universalisten als auch Nihilisten, weil der Universalismus trivial wahr ist, wenn es nur ein Objekt gibt.

<sup>13</sup> Vgl. van Inwagen (1990).

um was für ein Objekt es sich handelt.<sup>14</sup> Wie oben schon einmal erwähnt, ist unsere Quantifikation normalerweise restringiert. Wenn wir z.B. im Fall der Würfelwelt sagen ‚Es gibt genau drei Objekte‘, dann ist die wohlwollendste Lesart, dass wir unsere Quantifikationsdomäne auf *medium-sized dry goods* restringieren. Wenn die Physikerin die Anzahl mit ‚ $n$ ‘ bestimmt, kann sie hingegen wohlwollend so interpretiert werden, dass sie ihre Quantoren auf diejenigen Objekte, die von der Physik untersucht werden, restringiert. Der AUQ-Gegner behauptet nun, dass restringierte Quantifikation die einzige Art von Quantifikation ist, die es gibt. Im Gegensatz dazu sagt der AUQ-Befürworter, dass wir *auch* über alles überhaupt sprechen können: Es ist z.B. sinnvoll zu fragen, was es überhaupt gibt. Es könnte also sein, dass sich Gabriel mit seiner These über die Nicht-Existenz der Welt einfach auf die Seite der AUQ-Gegner schlägt. Wäre das eine wohlwollende Interpretation?

Um das zu beurteilen, ist es hilfreich, die Gründe dafür zu betrachten, warum Philosophen AUQ bestritten haben. Wie Gabriel bemerkt, bieten Russells Paradoxien einigen die Motivation dafür, AUQ zu bestreiten. Cartwright hat allerdings gezeigt, dass AUQ allein noch nicht zu Russells Paradox führt, sondern nur, wenn es mit einem Komprehensionsprinzip der Mengentheorie kombiniert wird.<sup>15</sup> Unrestringierte Komprehension besagt, dass es für alle Objekte eine Menge gibt, deren Elemente alle und nur diese Objekte sind. Wenn die Quantoren bei diesem Prinzip unrestringiert sind, entsteht ein Widerspruch. AUQ-Befürworter und –Gegner schlagen verschiedene Modifikationen des Prinzips vor: Der AUQ-Befürworter schlägt vor, ein restringiertes Komprehensionsprinzip, die Komprehension zu nicht-maximale Mengen, anzunehmen. Dieses Prinzip verhindert Paradoxien. Und da Standard-Mengentheorien ein solches Prinzip annehmen, ist AUQ zumindest kompatibel mit der mathematischen Orthodoxie. Im Gegensatz dazu könnte der AUQ-Gegner z.B. sagen, dass die Quantoren anders zu lesen sind: Für alle Mengen, die  $xx'e$ , in einer Domäne  $D$ , gibt es eine Menge  $y$  in einer Domäne  $D^+$ , so dass  $y$  alle und nur die  $xx'e$  als Elemente enthält (eine Vielzahl solcher Positionen sind möglich). Beide Ansatzweisen sind kompatibel mit dem (um John Burgess' Terminologie zu verwenden<sup>16</sup>), was man als ‚hermeneutische‘ oder ‚revolutionäre‘ Zugangsweise zu unserem intuitiven Prinzip bezeichnen könnte. Die hermeneutische Zugangsweise besagt, dass der Inhalt unseres ursprünglichen Prinzips die gewählte nicht-paradoxgenerierende Fassung ist, während die revolutionäre Zugangsweise besagt, dass unser ursprüngliches Prinzip zwar paradoxgenerierend ist, aber ein begrenztes Prinzip als Ersatz vorschlägt.

---

<sup>14</sup> Ein erstes Problem für diese Lesart wäre bereits, dass Gabriel sagt, dass er Theorien ablehnt, die Existenz- Behauptungen mit quantifizierten Aussagen identifizieren. In Abschnitt 3 werden wir dafür argumentieren, dass diese Ablehnung auf einem falschen Bild von Quantifikation beruht.

<sup>15</sup> Vgl. Cartwright (1994).

<sup>16</sup> Burgess/Rosen (1997), 6.

Wir müssen hier nicht weiter in die Details gehen. Es sollte jedenfalls klar geworden sein, dass es gegenwärtig keinen Konsens bzgl. AUQ gibt. Wenn Gabriel also mit seiner These über die Nicht-Existenz der Welt AUQ bestreiten wollte, dann würde man erwarten, dass er diese These mit irgendwelchen im Kontext der eben geschilderten Debatte neuen Argumenten verteidigt. Aber davon ist er weit entfernt. Wir haben vielmehr den Eindruck, dass er diese Debatte gar nicht ernsthaft zur Kenntnis genommen hat. So ist zum Beispiel erstaunlich, dass er sich explizit auf Williamsons in der Tat einschlägigen Aufsatz „Everything“ bezieht, ohne anscheinend bemerkt zu haben, dass Williamson darin die Möglichkeit der uneingeschränkten Rede von absolut allem gerade verteidigt, und zwar auf sehr avancierte Weise.<sup>17</sup> Zudem bleibt wieder unklar, inwiefern die Frage, ob wir über alles überhaupt quantifizieren können, relevant ist für Phänomene wie das, dass es mehrere korrekte aber scheinbar inkompatible Antworten auf die Frage gibt, wie viele Dinge es in dem oben geschilderten Szenario der „Würfelallegorie“ gibt. Denn es ist nicht zu sehen, dass der AUQ-Befürworter bei der Erklärung dieses Phänomens im Nachteil ist: Er könnte einfach sagen, dass wir die Quantoren in den verschiedenen Fällen als auf verschiedene Domänen restringiert interpretieren: auf alltägliche Objekte restringiert, wenn wir „drei“ antworten, auf mikrophysikalische Objekte restringiert, wenn wir „ $n$ “ antworten. Denn wenn man meint, dass absolut unrestringierte Quantifikation möglich ist, behauptet man damit ja noch lange nicht, dass man normalerweise so quantifiziert. Es scheint, dass Gabriel sich auf die stärkere Behauptung stützen müsste, dass uns die Frage, wie viele Objekte es *insgesamt* in der Würfelwelt gibt, als unsinnig erscheint. Diese Überlegung bringt uns zu einer letzten Interpretation von Gabriels Position.

Laut dieser vierten und letzten Interpretation bedeutet die These über die Nicht-Existenz der Welt, dass es keinen Sinnfeld-neutralen bzw. bereichsneutralen Sinn von ‚Existenz‘ gibt. Nehmen wir an, dass es verschiedene Weisen gibt, wie Dinge existieren, sagen wir Existenz<sub>1</sub>, Existenz<sub>2</sub>, usw. Dann könnten wir sagen, dass das, was es heißt, in einem Sinnfeld  $k$  zu existieren, eine bestimmte Art von Existenz, Existenz <sub>$k$</sub>  ist. Wenn man bestreitet, dass es einen Sinnfeld-neutralen Sinn von ‚Existenz‘ gibt, würde das dann heißen, dass es keinen Sinn von ‚Existenz‘ gibt, der auf alle Dinge, die Existenz<sub>1</sub>, Existenz<sub>2</sub>, usw. haben, zutrifft. Das Problem mit dieser These ist nun allerdings, dass nicht einzusehen ist, weshalb man den bereichs- bzw. sinnfeldneutralen Sinn von ‚Existenz‘ nicht einfach disjunktiv gewinnen können soll, so dass Existenz *simpliciter* so etwas wie die Disjunktion von Existenz<sub>1</sub>, Existenz<sub>2</sub>, usw. bedeutet.<sup>18</sup> Im gewissen Sinne scheint Gabriel

---

<sup>17</sup> Vgl. Gabriel (2014), 355 fn. 6; Williamson (2003).

<sup>18</sup> Wenn es endlich viele Arten von Existenz gibt, wäre dieses Manöver ohnehin unproblematisch. Wenn es unendlich viele gibt (wie Gabriel vielleicht meint), dann hängt die Möglichkeit dieses disjunktiven Quantors davon ab, ob unendliche Disjunktionen sinnvoll sind oder nicht. Eine ziemlich uninteressante Behauptung wäre, dass der

selbst genau das zu tun, wenn er sagt, dass Existenz der Umstand sei, dass etwas in *irgendeinem* Sinnfeld erscheint, und damit einen bereichsneutralen Existenzbegriff definiert.

Eine etwas stabilere Variante der vierten Interpretation ergibt sich nur dann, wenn man - wie Kris McDaniel - zwischen Quantoren verschiedener Fundamentalitätsgrade unterscheidet.

McDaniel meint - unter Berufung auf Heidegger -, dass es keinen Art-neutralen Quantor gibt, der genauso fundamental ist wie die Art-spezifischen Quantoren. Er kann dabei zulassen, dass es einen z.B. disjunktiv definierten Art-neutralen Quantor gibt, solange er annimmt, dass dieser weniger fundamental ist.<sup>19</sup> So verstanden, würde Gabriels These lauten, dass die Dinge in einem metaphysisch vorrangigen Sinne auf die für ihren jeweiligen Bereich signifikante Weise existieren, und nur in einem nachrangigen (z.B. disjunktiven) Sinne als Teile einer Welt. Das Problem mit dieser Interpretation ist nun aber, dass Gabriel sich ausdrücklich von McDaniel distanziert —und sogar behauptet, dass McDaniel an die Existenz der Welt glaubt ((2014), 368). Das kann es also auch nicht sein.

Wir wollen uns nun noch kurz mit einem Argument für die Annahme der Nicht-Existenz der Welt aus Gabriels *Warum es die Welt nicht gibt* auseinandersetzen. Er stellt es dort als so etwas wie sein Meisterargument für die These vor, dass es kein Sinnfeld aller Sinnfelder gibt.<sup>20</sup> Obwohl sich dieses Argument nicht im vorliegenden Artikel findet, scheint es den Hintergrund für viele seiner Bemerkungen zu bilden. Es lautet folgendermaßen (vgl. 97):<sup>21</sup>

- (1) Wenn die Welt existiert, muss es mindestens ein Sinnfeld geben, in dem sie existiert.  
Nennen wir eines davon  $S_1$ .<sup>22</sup>
- (2) Wenn  $S_1$  ein Sinnfeld ist, dann muss es neben anderen Sinnfeldern  $S_2, S_3, \dots$  erscheinen.
- (3) Weil aber die Welt in  $S_1$  erscheint, müssen dann auch  $S_2, S_3, \dots$ , in  $S_1$  erscheinen.
- (4) Nichts kann sowohl in und neben demselben Objekt erscheinen.

---

natur sprachliche Sinn von ‚Existenz‘ nicht so funktioniert. Wenn das der Fall wäre, würde nichts uns daran hindern, so einen Quantor zu definieren und zu benutzen.

<sup>19</sup> McDaniel (2009).

<sup>20</sup> Strenggenommen kann man der These von der Nicht-Existenz der Welt auf der Grundlage dieser Interpretation einfach dadurch zustimmen, dass man eine Sinnfeldontologie ablehnt. Einer wohlwillenderen Lesart zufolge könnte man Gabriel so verstehen, dass man, wenn man eine Sinnfeldontologie akzeptiert, nicht denken sollte, dass es ein größtes Sinnfeld gibt, das alle Sinnfelder umfasst. Falls Gabriels Argumente gegen die Existenz der Welt von der Korrektheit einer Sinnfeldontologie abhängen, dann haben allerdings alle, die eine Sinnfeldontologie ablehnen, überhaupt keinen Grund, sich über metametaphysischen Nihilismus Gedanken zu machen. Seine Rhetorik erweckt jedoch den Eindruck, dass seine These einen weiteren Anwendungsbereich hat. Schließlich vertritt keiner der Philosophen, deren Positionen Gabriel mit seiner eigenen kontrastiert—von Quine und Kripke bis hin zu Kris McDaniel und Jason Turner—eine Sinnfeldontologie.

<sup>21</sup> Die Darstellung ist gegenüber Gabriels Version leicht modifiziert. Außerdem sollte das Argument kein gültiger Schluss sein.

<sup>22</sup> Diese Prämisse folgt aus seiner Definition von Existenz als ‚Erscheinung in einem Sinnfeld‘ (96).

- (5) Wenn die Welt existieren würde, würde  $S_2$  sowohl neben als auch in  $S_1$  erscheinen.
- (6) Also kann die Welt nicht existieren.

Soweit wir sehen können, gibt Gabriel kein explizites Argument für Prämisse (2). (Oder auch für Prämisse (4), die ebenfalls angezweifelt werden könnte. Gabriel sagt nur, dass es ‚absurd‘ wäre sie zu bezweifeln). Man fragt sich aber, warum jemand, der eine Sinnfeldontologie hat und an die Welt glaubt, (2) akzeptieren sollte.

Die Antwort auf diese Frage hängt natürlich wieder davon ab, was unter einem Sinnfeld zu verstehen ist. Wenn wir die entsprechende Bemerkung aus dem Aufsatz ernst nehmen (365), können wir den Begriff des Erscheinens in einem Sinnfeld durch den der Zugehörigkeit zu einem Bereich ersetzen, den wir im folgenden erst einmal mereologisch verstehen wollen. Man kann sich die Frage nach der Plausibilität von Prämisse (2) dann anhand des folgenden kleinen Modells veranschaulichen: Nehmen wir an, die Welt enthält nur die elf Spieler einer Fußballmannschaft. Verschiedene Bereiche dieser Welt kann man als mereologische Summen verschiedener dieser Spieler verstehen, z.B. als den Bereich bzw. die Summe der Abwehrspieler, als den Bereich bzw. die Summe der Mittelfeldspieler, usw. Die ganze Mannschaft wäre in diesem Fall derjenige Bereich, der alle Spieler und alle anderen Bereiche bzw. Summen von ihnen als Teile enthält. In diesem Theorierahmen würde man die These „Existieren bedeutet, in einem Bereich zu erscheinen“ verstehen als „Existieren bedeutet, Teil eines Bereichs bzw. einer mereologischen Summe zu sein“. Daraus würde folgen, dass die verschiedenen in unserem Modell genannten Bereiche (die Summe der Abwehrspieler, die der Stürmer, die ganze Mannschaft...) nur dann existieren können, wenn sie Teil eines Bereichs sind.

Wir haben an dieser Stelle nun zwei Möglichkeiten: (i) Wir verstehen „Teil“ in dieser letzten Annahme im Sinne von „echter oder unechter Teil“. Dann ist Prämisse (2) nicht durch diese Annahme gerechtfertigt, wenn „x und y existieren nebeneinander“ darin so viel heißt wie „x und y sind beides *echte* Teile von y“. (ii) Wir verstehen „Teil“ in dieser letzten Annahme im Sinne von „echter Teil“. Dann wäre Prämisse (2) zwar durch die Annahme gerechtfertigt, aber die Annahme selbst wäre nun nicht mehr gerechtfertigt: Wir hatten schon oben gesehen, dass es weder alternativlos noch sonderlich plausibel ist, eine Welt als etwas zu definieren, von dem alles ein echter Teil ist. Ebenso wenig leuchtet an dieser Stelle nun die Annahme ein, dass etwas nur dann existieren können sollte, wenn es Teil von etwas ist, das streng größer als es selbst ist. In dem beschriebenen Modell gilt: Sowohl die Summe der Abwehrspieler als auch die Mannschaft selbst sind echte oder unechte Teile der Mannschaft. Aber nur die Summe der Abwehrspieler ist ein echter Teil der Mannschaft. Nichts daran ist absurd.



Vielleicht hält Gabriel Prämisse (2) auch auf Grund einer Überlegung wie der folgenden für evident. „Wenn es die Welt als eine mereologische Summe  $S_1$  gibt und eine weitere mereologische Summe  $S_2$  Teil dieser Welt ist, dann gibt es doch automatisch auch eine weitere von diesen ersten beiden Summen verschiedene mereologische Summe  $S_3$ , nämlich die Summe von  $S_1$  und  $S_2$ .“ Dieser Überlegung lägen jedoch sehr unplausible Annahmen über mereologische Komposition zu Grunde, die durch keines der ernst zu nehmenden axiomatischen mereologischen Systeme gedeckt sind. Wenn es die Mannschaft gibt und die mereologische Summe ihrer Abwehrspieler, dann gibt es nicht zusätzlich noch ein von der Mannschaft verschiedenes Ganzes aus der Mannschaft und der Summe der Abwehrspieler! Der einzige Grund dafür, die genannte Überlegung plausibel zu finden, scheint in einer Verwechslung der Teil-Ganzes-Beziehung mit der Elementschaftsbeziehung zu bestehen. Wenn es eine Menge  $M_1$  aller Spieler der Mannschaft und eine Menge  $M_2$  aller Abwehrspieler gibt, dann gibt es tatsächlich auch eine von diesen beiden Mengen unterschiedene Menge  $M_3$ , die  $M_1$  und  $M_2$  als Elemente enthält. Prämisse (2) wäre also vielleicht zu rechtfertigen, wenn man den Begriff der Zugehörigkeit zu einem Bereich - und den des Erscheinens in einem Sinnfeld - mengentheoretisch versteht. Aber erstens ist es nicht einsichtig, weshalb man den Weltbegriff mengentheoretisch und nicht mereologisch verstehen soll. Und zweitens liefe die These der Nicht-Existenz der Welt dann, wie oben gezeigt, auf eine zwar wahre, aber auch von niemanden bestrittene und metaphysisch uninteressante These heraus wie die, dass es keine Menge aller Mengen gibt.

Vielleicht gewinnt Gabriel die Annahme, dass das Sinnfeld, in dem die Welt erscheinen müsste, um zu existieren, streng größer sein müsste als die Welt selbst, auch aus Merkmalen des Begriffs eines Sinnfeldes, die über die desjenigen des Bereichs hinausgehen. Wie oben erwähnt, scheint es für das Erscheinen eines Dinges irgendwie konstitutiv zu sein, dass sich das Ding hinreichend von anderem unterscheidet. Könnte man dann nicht argumentieren, dass die Welt nur existieren könnte, wenn sie ein Teil von etwas anderem als ihr selbst wäre, weil sie sich von sich selbst ja nicht unterscheiden kann? In der folgenden Passage über die Welt als „Supergegenstand“ aus *Warum es die Welt nicht gibt* scheint sich eine solche Überlegung zu finden:

„Ein Gegenstand, der alle möglichen Eigenschaften hätte – nennen wir ihn den Supergegenstand –, kann jedoch nicht existieren oder aus der Menge der anderen Gegenstände hervorstechen. Der Grund dafür ist leicht einzusehen: Der Supergegenstand hätte alle anderen Gegenstände in sich, er umfasste alle anderen Gegenstände. Deswegen kann er nicht aus ihnen herausragen oder unter ihnen hervorstechen. Denn die Gegenstände sind jeweils durch endliche, begrenzte Mengen von

Eigenschaften beschreibbar. Unser Hund hat vier Beine, ein weißbraungraues Fell und eine bestimmte Körpergröße. Aber er ist nicht Batman. Etwas, das sich durch nichts von allem anderen unterscheidet und nur mit sich selbst identisch ist, kann jedoch nicht existieren. Es tritt nicht mehr hervor“ (74).

Diese Überlegung basiert auf der wirklich erstaunlichen Annahme, dass ein mereologisches Ganzes alle Eigenschaften seiner Teile hat. Diese Annahme hätte zur Folge, dass ein Hund kugelförmig ist, weil seine Augäpfel kugelförmig sind, und dass eine Fußballmannschaft identisch mit ihrem Torwart ist, weil ihr Torwart identisch mit sich ist. Zudem bestünde das vorgetragene Argument selbst dann, wenn man die These akzeptiert, dass etwas nur dann existieren kann, wenn es sich von etwas anderem unterscheidet (und also Szenarien, in denen es nur einen einzigen Gegenstand gibt, als metaphysisch unmöglich ausschließt), in einem relativ drastischen *non sequitur*. Denn die Welt ist ja selbst dann, wenn es nichts gibt, das streng größer ist als sie, immer noch unterschieden von allen Dingen und Bereichen, die echte Teile von ihr sind.<sup>23</sup>

### 3. Existenz

Ontologie ist laut Gabriel die systematische Auseinandersetzung mit der Frage, was „Existenz“ bedeutet. Gabriel erläutert sein eigenes Existenzverständnis in Abgrenzung zu einigen prominenten alternativen Thesen über Existenz. Diese Abgrenzung beruht auf einigen nicht unerheblichen Missverständnissen dieser Thesen, die wir im folgenden kurz aufklären wollen.

(i) *Existenz und Quantifikation*. Seit Frege sind manche Philosophen der Meinung, dass Existenz dasjenige ist, was durch den „ $\exists$ “-Quantor ausgedrückt wird, und dass Existenzaussagen deswegen Aussagen über die Anzahl der Dinge sind, die eine gewisse Eigenschaft haben. Gabriel schreibt dazu:

---

<sup>23</sup> Dieselben Unklarheiten und Missverständnisse liegen auch Gabriels zweitem Argument für die Nicht-Existenz der Welt in *Warum es die Welt nicht gibt* zu Grunde (vgl. 97f.). Dieses lautet:

- (1) Wenn die Welt existiert, muss sie in einem Sinnfeld,  $S_1$ , erscheinen.
- (2) Wenn  $S_1$  existiert, erscheint es in einem Sinnfeld,  $S_2$ .
- (3)  $S_2$  erscheint innerhalb der Welt.
- (4) Wenn die Welt also existieren würde, müsste sie innerhalb eines Sinnfeldes erscheinen, das selbst innerhalb der Welt erscheint, aber dies ist absurd.

Wenn wir wieder an die unechte Teil-Ganzes Relation, oder an jede Art, die Mengentheorie ohne Fundierung zu entwickeln, denken, scheint es kein Problem mit der Annahme zu geben, dass ein Sinnfeld in sich selbst erscheinen kann.

„Dabei sehe ich keinen Grund, Existenz [...] überhaupt an quantifizierte Aussagen über diskrete Gegenstände zu binden, denen man Ganzzahligkeit im Sinn der positiven natürlichen Zahlen zuschreiben kann. Die Aussage, es gebe drei Kuchen, ist nicht identisch mit der Aussage, es gebe Kuchen. Wenn drei Kuchen existieren, existieren zwar Kuchen. Dass aber genau drei oder auch nur ein einziger ganzer Kuchen existieren, ist noch lange nicht mit der Existenz der Kuchen identisch.“ (369)

In *Warum es die Welt nicht gibt* finden wir eine ähnliche Überlegung:

„[...] zu Freges Zeit hat sich die Rede von Gegenstandsbereichen etabliert, und sie spielt eine wichtige Rolle in der Entwicklung der modernen Logik, die allerdings einen ziemlich falschen Existenzbegriff vertritt. Leser, die sich nicht mit der modernen Logik beschäftigt haben, dürften verwundert sein, dass moderne Logiker meinen, Existenz sei immer zählbar – eine abwegige und verdrehte Behauptung. Wenn ich mich frage, ob es Pferde gibt, frage ich mich nicht, wie viele Pferde es gibt, sondern, ob es Pferde gibt. Die Fragewörter »wie viele« und »ob« sollte man tunlichst unterscheiden.“ (89f.)

Man möchte sagen: Hier liegt ein „ziemlich falsches“ Verständnis des Existenzbegriffs der modernen Logik vor. Laut Frege sind Aussagen wie „Pferde existieren“ oder „Es gibt Pferde“ tatsächlich Antworten auf die Frage danach, wie viele Pferde es gibt, allerdings keine vollständigen Antworten. Eine vollständige Antwort auf eine solche Frage würde in der Angabe der genauen Anzahl von Pferden bestehen. Unvollständige Antworten schränken den Bereich der Zahlen, zu der die Anzahl der Pferde gehört, bloß ein. Solche unvollständigen Antworten sind z.B. „Es gibt mindestens fünf Pferde“ oder „Es gibt viele Pferde“. Die Behauptung „Es gibt Pferde“ sollten wir laut Frege ebenfalls als eine solche unvollständige Antwort verstehen, nämlich als die, mit der wir ausschließen, dass die Anzahl der Pferde = 0 ist. In Freges berühmten Worten „Es ist also Bejahung der Existenz nichts Anderes als Verneinung der Nullzahl“ ((1884), 65).<sup>24</sup>

(ii) *Existenz und Restriktion*. Im Kontext seiner Ausführungen zum fiktionalen Realismus schreibt Gabriel:

„Kripke liegt [...] richtig, wenn er darauf hinweist, dass es nicht nur ,fiktionale

---

<sup>24</sup> Ein weiteres Missverständnis liegt in der Annahme, dass die Fregeanische Auffassung von Quantifikation die Annahme impliziert, dass alles zählbar sei. Denn natürlich ist diese Auffassung damit vereinbar, dass es überabzählbare Mengen gibt.

Gegenstände', sondern insbesondere auch ‚fiktionale fiktionale Gegenstände' gibt. Er schließt daraus allerdings, dass man letztlich einen restringierten und einen unrestringierten Existenzbegriff anerkennen müsse. Doch Fausts Existenz ist so restringiert oder unrestringiert wie jede andere Existenz wenn es auch stimmen mag, dass Fausts Existenz in *Faust* niemals kausal zustande gekommen wäre, wenn niemand *Faust* geschrieben hätte, was literarische Einbildungskraft voraussetzt. Doch dies bedeutet für sich betrachtet ontologisch noch nicht sehr viel.“ (367)

Auch hier liegt ein grundlegendes Missverständnis vor. Kripke will gerade nicht behaupten, dass fiktionale Gegenstände eine irgendwie restringierte oder minderwertigere Form der Existenz haben. In den Abschnitten, auf die Gabriel sich beruft, gibt er sich vielmehr alle Mühe klarzustellen, dass er so gerade nicht verstanden werden will. Die Existenz fiktionaler Gegenstände besteht so wie die aller anderen Gegenstände schlicht darin, mit irgendeinem Gegenstand identisch zu sein. Was man mit der Rede von Restriktion einfangen kann, ist die Tatsache, dass man doch in einem gewissen Sinne Recht hat, wenn man sagt, dass Faust anders als z.B. Völler nicht existiert. Auch jemand, der einen fiktionalen Realismus vertritt und Existenz für die Eigenschaft hält, mit irgendeinem Gegenstand identisch zu sein, kann dem zustimmen. Der Satz „Faust ist mit keinem Gegenstand identisch“ ist nämlich dann wahr, wenn wir den Quantor darin als implizit auf den Bereich der nicht-fiktionalen Gegenstände restringiert verstehen. Solche impliziten Restriktionen von Quantoren sind, wie oben erläutert, ein völlig alltägliches Phänomen. So kann man also erklären, weshalb wir in alltäglichen Kontexten Recht haben, wenn wir dort behaupten, Romanfiguren wie Faust oder Anna Karenina existierten nicht wirklich, obwohl Kripke Recht hat, wenn er sagt, dass sie dies tun.

(iii) *Quantifikation und ontologische Verpflichtung*. Auf S. 369 führt Gabriel die folgenden beiden Beispielsätze an, die seiner Meinung nach zeigen, dass Existenz nichts mit Quantifikation zu tun hat, weil es sich bei ihnen um quantifizierte Aussagen handelt, die keine ontologischen Verpflichtungen mit sich bringen:

(QA1) Wenn es mehr als sieben Einhörner gegeben hätte, hätte es mehr als drei gegeben.

(QA2) Sieben fliegende Spaghettimonster sind mächtiger als drei, schon weil sie in der Überzahl sind.

Zu (QA1): Dieser Satz enthält zwar im Antezedens und im Konsequenz jeweils einen quantifizierten Satz, hat selber aber nicht die Form eines quantifizierten Satzes, sondern die eines Konditionals. Das Argument ist in etwa so gut wie das folgende: „Mit dem Satz ‚Wenn der Teufel existiert hätte, hätte er die Wahl des gegenwärtigen Papstes verhindert‘ legen wir uns nicht auf die Existenz des Teufels fest. Also ist der Satz ‚Der Teufel existiert‘ keine Existenzaussage.“

Zu (QA2): Die semantische Analyse dieses Satzes ist nicht ganz so banal. Zuerst muss man sehen, dass hier nicht sieben einzelnen Spaghettimonstern jeweils die Eigenschaft zugeschrieben wird, alleine mächtiger zu sein als irgendwelche anderen Wesen, sondern die Mächtigkeit der Gruppe von Monstern kollektiv zugesprochen wird. Was wir mit (QA2) sagen ist „Eine Gruppe von sieben fliegenden Spaghettimonstern ist mächtiger als eine Gruppe von drei fliegenden Spaghettimonstern“. In der Linguistik und Sprachphilosophie würde man einen solchen Satz zu den sogenannten generischen Sätzen (wie „Kühe sind sanftmütig“ oder „Tiger sind stärker als Gnus“) rechnen. Mit solchen Sätzen machen wir (nicht-strikt) verallgemeinernde Aussagen über typische Instanzen einer bestimmten Art, im Fall von (QA2) über Instanzen einer bestimmten Art von Gruppe, wobei diese Art über die Art und Anzahl ihrer Mitglieder charakterisiert wird. Die genaue logische Form generischer Sätze wird in der Literatur kontrovers diskutiert (vgl. Krifka et al. (1995)). Sätze wie (QA2) sprechen zumindest prima facie dafür, dass der generische Quantor, der zu ihrer Analyse in der Regel verwendet wird, so wie der Allquantor nicht existenzimplizierend ist. (QA2) kann also wahr sein, ohne dass es eine Instanz der Art *Gruppe von Spaghettimonstern mit sieben Mitgliedern* geben muss. Was man mit (QA2) meint - und was man in der tatsächlich auch akzeptableren Variante dieses Satzes, in der man die beiden „sind“ durch zwei „wären“ ersetzt, explizit sagt - ist das folgende: Wenn es Instanzen der Art *Gruppe von Spaghettimonstern mit sieben Mitgliedern* gäbe, wären diese Instanzen typischerweise mächtiger als Instanzen der Art *Gruppe von Spaghettimonstern mit drei Mitgliedern*, wenn es diese gäbe. Mit (QA2) macht man deswegen so wie mit (QA1) letztlich eine kontrafaktische Behauptung.

#### 4. Fazit

Kommen wir zur Titelfrage: Gibt es Gabriels „neuen“, oder wie es jetzt heißt, „neutralen“ Realismus? Wenn wir seine eigene Bedingung für Existenz zu Grunde legen - existieren tut nur, was sich hinreichend von anderem unterscheidet -, zögern wir, diese Frage mit ‚ja‘ zu beantworten. Wie die vorangegangenen Interpretationsversuche gezeigt haben, ist es im

Falle der zentralen Thesen der Position weitgehend unklar, was genau sie besagen sollen. Bei dem Versuch, diese Thesen zu präzisieren, hat sich eine allgemeine Tendenz gezeigt: Entweder ergeben sich dadurch Thesen, die zwar wahr und plausibel sind, aber dafür auch völlig unkontrovers, metaphysisch uninteressant und alles andere als „neu“. Oder wir gelangen zu Thesen, die philosophisch zwar substantiell, dafür aber weder einleuchtend noch argumentativ durch das, was Gabriel dazu schreibt, gestützt sind. Es hat sich ferner gezeigt, dass etliche von Gabriels Überlegungen auf Unkenntnis oder aber massivem Missverständnis grundlegender Annahmen und Begrifflichkeiten derjenigen Theorien zu beruhen scheinen, die für das von ihm verhandelte Thema einschlägig sind. Diese theoretischen Unsicherheiten stehen in einem merkwürdigen Kontrast zu dem autoenthusiasmierten Selbstbewusstsein, mit dem Gabriel seine eigenen Thesen anpreist und die seiner Gegner attackiert. Es ist Zeit zu fasten.<sup>25</sup>

#### *Literaturverzeichnis*

- Baumgarten, A.G. (1900), *Metaphysica*, in: Kant (1900 ff.) Bd. XVII.
- Burgess, J./Rosen, G. (1997), *A Subject with No Object: Strategies for Nominalistic Interpretation of Mathematics*, Oxford.
- Dorr, C. (2005), „What We Disagree About When We Disagree About Ontology“, in: M. Kalderon (Hg.), *Fictionalism in Metaphysics*, Oxford/New York.
- Dummett, M. (2006), *Thought and Language*, Oxford/New York.
- Everett, A./Hofweber T. (Hgg.) (2000), *Empty Names, Fiction, and the Problem of Non-Existence*, Stanford, CA.
- Fine, K. (2009), „The Question of Ontology“, in: D. Chalmers/D. Manley/R. Wassermann (Hgg.), *Metametaphysics: New Essays on the Foundations of Ontology*, 157-177, Oxford/New York.
- Frege, G. (1884), *Grundlagen der Arithmetik*, Breslau.
- Gabriel, M. (2014), „Neutraler Realismus“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 122.2, 353-372.
- Gabriel, M. (2013), *Warum es die Welt nicht gibt*, Berlin.
- Hawthorne, J. [O’Leary-Hawthorne] (1995), „The Bundle Theory of Substance and the Identity of Indiscernibles“, in: *Analysis* 55.3, 191-196.
- Hofweber, T. (2005), „A Puzzle about Ontology“, in: *Noûs*, 39.2, 256-283.

---

<sup>25</sup> Wir danken Lisa Vogt für wertvolle Hilfe bei der Überarbeitung dieses Beitrags.

- van Inwagen (1990), *Material Beings*, Ithaca, NY.
- Kant, I. (1900ff.), *Gesammelte Schriften*, hg. von der Preußischen [später: Deutschen] Akademie der Wissenschaften, Berlin.
- Krifka, M. et al. (Hgg.) (1995), *The Generic Book*, Chicago, IL.
- Kripke, Saul (2013), *Reference and Existence*, Oxford/New York.
- McDaniel, K. (2009), „Ways of Being“, in: *Metametaphysics*, 290-319.
- Priest, G. (2006), *In Contradiction: A Study of the Transconsistent*, Oxford.
- Quine, W.V. (1980), „New Foundations for Mathematical Logic“, Nachgedr. in: *From a Logical Point of View*, Cambridge, Mass.
- Ryle, G. (1938/1971), „Categories“, in: *Collected Papers, Volume II: Collected Essays*, New York.
- Schaffer, J. (2009), „On What Grounds What“, in: *Metametaphysics*, 347-383.
- Schoenfield, J.R. (1977), „Axioms of Set Theory“, in: Barwise (Hg.), *Handbook of Mathematical Logic*, Amsterdam.
- Sider, T. (2011), *Writing the Book of the World*, Oxford/New York.
- Sommers, F. (1959), „The Ordinary Language Tree“, in: *Mind*, 68, 160–85.
- Thomasson, A. (2007), *Ordinary Objects*, Oxford/New York.
- (2009), „Answerable and Unanswerable Questions“, in: *Metametaphysics*, 444-471.
- (2015), *Ontology Made Easy*, Oxford/New York.
- Williamson, T. (2003), „Everything“, in: *Philosophical Perspectives* 17.1, 5-34.
- Zalta, E. (1988), *Intensional Logic and the Metaphysics of Intensionality*, Cambridge, Mass.